

Die blinde Seherin

ANNEMARIE SCHIMMEL: **Morgenland und Abendland. Mein west-östliches Leben.** München 2002. 352 Seiten. 24,90 EUR, C.H. Beck Verlag.

Am 26. Januar 2003 starb im 81. Lebensjahr in Bonn die wohl bedeutendste deutsche Orientalistin und profundeste Kennerin der islamischen Mystik: Annemarie Schimmel (1922-2003). Neben dem west-östlichen Divan Johann Wolfgang Goethes wird ihr Lebenswerk wohl für alle Zeiten als ein Symbol für den spirituellen Brückenschlag zwischen dem mitteleuropäischen und dem islamischen Geistesleben stehen. Wie aus einer geheimen Todesahnung heraus war noch zu Goethes Geburtstag im Jahre 2002 ihre spannende Autobiografie im C. H. Beck Verlag erschienen als Krönung ihres ungemein fruchtbaren literarischen Wirkens (über 100 Buchpublikationen, ungezählte Aufsätze sowie Übersetzungen bedeutender poetischer Werke aus dem Arabischen, Persischen, Türkischen und anderen orientalischen Sprachen. Dieses Wort eines indisch-islamischen Weisen hatte sie einst mit 7 Jahren wie ein Blitzschlag getroffen: »Die Menschen schlafen, und wenn sie sterben, erwachen sie.«

Etwas von diesem Hauch von jenseits der Schwelle lebt bereits in ihrer zu besprechenden Autobiografie.

Noch im Herbst 2002 hatte sie in Bonn vor großem Publikum in völliger geistiger Frische einen ihrer unzähligen Vorträge über islamische Mystik gehalten, bei dem ihr Lieblingsdichter, der persische Mystiker Maulana Rumi (1203-1273) im Mittelpunkt stand. Sie sprach wie immer mit geschlossenen Augen völlig frei, als ob sie aus einem geistig geschauten Manuskript ablase – ihre orientalischen Freunde nannten sie die »blinde Seherin« – und zitierte in Persisch und Deutsch die langen von ihr selbst bereits mit 17 Jahren übersetzten Verse von Rumi. In Deutsch, Englisch, Türkisch, Persisch, Arabisch und Urdu konnte sie völlig frei Vorträge halten. In Gadscharati, Marathi, Bengali und Sindhi brauchte sie einige Stichworte. Annemarie

Schimmel war nicht nur ein lebendes Sprachgenie, sondern auch eine mitreißende Rednerin und begabte Schriftstellerin. Als Orientalistin hat sie an verschiedenen Universitäten gelehrt und Weltruf erlangt. An vielen orientalischen Universitäten gab sie fast jährlich Gastvorlesungen. Von den Universitäten Sindh, Islamabad, Peshawar, Uppsala und Konya besaß sie Ehrendoktorwürden. In vielen islamischen Staaten ist sie neben Goethe die bekannteste Deutsche. In Lahore/Pakistan wurde jeweils eine Straße nach Goethe und Annemarie Schimmel benannt. Jeder gebildete Pakistani kennt ihren Namen!

Nun ist Annemarie Schimmel, die Brückenbauerin zwischen Orient und Okzident, über die Schwelle gegangen. Obgleich ihr von pakistanischen Freunden immer wieder ein Grab in Pakistan angeboten wurde, fand nach dem Trauergottesdienst in der evangelischen Bonner Kreuzkirche ihre Beisetzung unter Anteilnahme vieler Muslime aus aller Welt auf dem Friedhof in Bonn-Poppelsdorf statt. Aus ihrer äußerst lesenswerten Autobiografie können nur wenige markante Schwerpunkte herausgehoben werden.

Annemarie Schimmel wurde am 7. April 1922 im Feuersternzeichen des Widders in Erfurt/Thür. in einer bürgerlichen, nicht akademisch vorgebildeten, aber sehr aufgeschlossenen evangelischen Familie geboren. Der Vater stellte seinem einzigen Kind bei der Geburt selbst ein Horoskop und prophezeite ihr »gewisse Berühmtheit«, »gesellschaftliche Beliebtheit« und »viele Reisen in Verbindung mit dem Beruf«. All das ging in Erfüllung.

Aber dennoch, wie kommt ein junges Mädchen in der Zeit des Nationalsozialismus, der sie völlig unberührt ließ, dazu, zwei Klassen im Gymnasium zu überspringen, mit 15 Jahren Arabisch zu lernen, mit 17 Jahren bereits Abitur zu machen, mit 19 Jahren zum ersten Mal zu promovieren und sich mit 24 Jahren in Orientalistik zu habilitieren? Wie kann ein Mensch solch außergewöhnliche Begabungen in ein Erdenleben mitbringen? Mir erscheint es denkbar, dass sie in einem früheren Erdenleben schon Erfahrungen im Bereich der islamischen Kultur gesammelt hat, die jetzt

Foto: Adolf Clemens



spontan wieder aufbrechen. Wie kann man sonst fassen, dass sie 17jährig Maulana Rumis Divan studierte, und es sie wie ein Blitzschlag ergriff. Sie verstand die Texte unmittelbar. Ohne allzu große Kenntnis von persischer Metrik und Rhetorik verwandelten sie sich in ihrem Geiste in deutsche Verse, gleichsam ohne ihr Zutun.

Ab 1939 studierte Annemarie Schimmel an der Universität Berlin Arabistik, Turkologie und Islamwissenschaft und promovierte dort bereits mit 19 Jahren 1941. Während des Krieges wurde sie im Außenministerium zur Dechiffrierung türkischer Telegramme dienstverpflichtet.

1945 wechselte sie nach Marburg. Dort habilitierte sie sich mit 24 Jahren 1946 bei Friedrich Heiler, der im Gegensatz zu dem Entmythologisierer der Bibel Rudolf Bultmann für christliche Mystik sehr aufgeschlossen war. Ihre Antrittsvorlesung hielt sie über Hauptgestalten der islamischen Mystik. Die Marburger waren begeistert, und sie erhielt eine Dozentur für Islamkunde und Arabistik. Über diese Thematik schrieb sie 1951 bei Friedrich Heiler in Religionswissenschaft ihre 2. Doktorarbeit: »Studien zum Begriff der mystischen Liebe in der frühislamischen Mystik«. 1954-59 wurde Annemarie Schimmel mit 29 Jahren als erste nicht-muslimische Frau als Professorin für Religionsgeschichte an die Islamisch-Theologische Fakultät der Universi-

tät Ankara berufen. Dort schrieb sie sofort ihr eigenes Lehrbuch für die Studenten. Überall wurde ihr und ihrer Mutter äußerste Gastfreundschaft erwiesen. Sie gewann viele Freunde (auch unter den Katzen Ankaras; denn sie war eine große Katzenliebhaberin), konnte die Landschaften bereisen und die Moscheen besuchen.

Besonders beeindruckend ist es, was sie anlässlich einer Vortragsreise 1954 nach Konya über ihren geliebten Mystiker Maulana Rumi schreibt. In Vorfreude auf ihren Vortrag zum Todestag des Dichters träumt sie von einem herrlichen

Derwischreigen. Das Unwahrscheinliche wird wahr: sie wird Augenzeugin, wie sich nach fast 30jähriger Verbotszeit die tanzenden Derwische beim Klang der Rohrflöte den Versen Rumis hingeben. In ihrer Darstellung rühmt sie die Gottesliebe Rumis, d.h. wie er das Geheimnis des mystischen Todes, das »Stirb und Werde« in unzähligen Versen besungen hat. Seine Gebetskraft war so ausgeprägt, dass es heißt, sie habe die mongolischen Heere von Konya ferngehalten. (Eine ganz analoge Äußerung liegt von R. Steiner zur Gebetskraft der HL. Hedwig von Schlesien und der Schlacht von Liegnitz gegen die Mongolen 1241 vor.)

Auf ihre Ankarauer Lehrtätigkeit folgte eine Professur in Islamkunde an der Bonner Universität (1961-67). Für sie und ihre Mutter wurden Bonn und ihre Wohnung in der Lenéstr. zur wirklichen Heimat.

1967 erhielt sie einen Ruf an die Harvard University zunächst als Dozentin, 1970-92 als Fullprofessor für Indo-Muslim Culture. Ein dortiger Kollege warnte sie: »Annemarie, you are going to the loneliest place on earth«. Er sollte Recht behalten. Trotz ihrer glänzenden Karriere, Reisemöglichkeiten, Erfolge und Freundschaften wurden ihr die USA nie zur seelischen Heimat. Sie stellt sich selbst die Frage: »War es der Fehler des exotischen Vogels, der sich aus dem westlichen Exil wieder in seine Heimat im Orient sehnte?«

Ich glaube, wir dürfen ihr zustimmen: keine noch so günstigen materiellen Umstände konnten für sie die Faszination des Orients mit seiner unendlich reichen spirituellen Kultur ersetzen. Annemarie Schimmel war und blieb – obgleich in Europa geboren und in den USA erfolgreich lehrend – ein echtes Kind des geistigen Orients.

Gerade in einer Zeit, da der Konflikt zwischen dem Islam und dem Westen auf der primitiven Ebene des politischen Fundamentalismus und der Klischees geführt wird, ist die Autobiografie Annemarie Schimmels in ihrer Tiefgründigkeit und Farbigkeit eine hervorragende Lektüre, um die spirituellen Tiefen des Islams besser verstehen zu können.

Barbara Meffert

Lateinamerikanische Schicksalsmotive

GABRIEL GARCÍA MÁRQUEZ: **Leben, um davon zu erzählen.** Aus dem Spanischen von Dagmar Ploetz. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2002. 604 Seiten, 24,90 EUR.

Aus der Lektüre europäischer, besonders mitteleuropäischer Biografien sind uns manche Gemeinsamkeiten vertraut, die durch das Zeitenschicksal zweier Weltkriege, durch totalitäre Regime, aber auch durch kulturelle Werte und Gepflogenheiten bestimmt sind. Auch als Leser betrachten wir einen solchen Lebenslauf nach Gesichtspunkten, die uns durch Erziehung und überkommene Moralvorstellungen vermittelt wurden.

Wenn man zu der Autobiografie des kolumbianischen Nobelpreisträgers greift, die er jetzt als 75-Jähriger über die ersten vier Jahrzehnte geschrieben hat, muss man bereit sein, sich auf ganz andere Kulturverhältnisse und Lebensgewohnheiten einzulassen. Aber gerade das ist für uns Mitteleuropäer wichtig, gibt es uns doch Einblick in eine andere Form des Menschseins. Wir beobachten, wie in einer Großfamilie, deren Mitglieder vor Kraft strotzen, in der aber höchst chaotische Ver-

hältnisse herrschen, ein junger Mann gegen viele Widerstände den Weg zu seiner Berufung findet. Dabei gewinnen wir schnell den Eindruck, dass er von einer höheren Macht geführt wird. Kolumbien tritt heute durch Schlagzeilen über Korruption, Drogenmafia und Straßenkinder in unser Bewusstsein. Diese Verhältnisse begleiteten auch Garcías Jugend, während der die Bananengesellschaft zuerst Wohlstand, dann Elend über das Land gebracht hatte. Die Familien der Eltern stammten von der karibischen Seite dieses Zwei-Ozean-Staates und hatten das feurige Temperament dieses Menschenschlages. Die Heirat konnte nur unter dramatischen Umständen stattfinden. Über Jahre hin überschattete die Gestalt des Großvaters das Familienleben: Der »Oberst«, der nie eine Uniform getragen hatte, litt darunter, dass er in einem unsinnigen Duell einen Gesinnungsgenossen hatte töten müssen. Trotzdem war der Großvater, in dessen Haus das Kind vorwiegend aufwuchs (insgesamt lebte er nur drei Jahre bei seinen Eltern!), die Stütze in Garcías Kindheit. Als er starb, war es für den Sechsjährigen, als ob ein Stück von ihm selbst dahinginge.

Garcías Vater Eligio war ein leidenschaftlicher, aber unsteter Charakter, der sich vom Telegrafisten autodidaktisch zum Apotheker und Heilpraktiker hocharbeitete. Allerdings konnte er die Apotheken nie lange halten und zog von einer Stadt in die andre. Eine Hülle für Kinder konnte sich dabei offenbar nicht bilden, zumal im Laufe der Jahre sechs Geschwister und vier Halbgeschwister dazukamen, die von der Mutter großzügig in die Familie aufgenommen wurden. Das geringe und unsichere Einkommen des Vaters hatte beständige Armut der Familie zur Folge, obgleich die Mutter »mit dem Charakter einer wilden Löwin gegen dieses Missgeschick anging«. Trotzdem sagt García über seine Kindheit: »Ich kann mir kein günstigeres Familienklima für meine Begabung vorstellen als dieses verrückte Haus, vor allem wegen des Charakters der zahlreichen Frauen, die mich großartig erzogen haben.«

Welche Schicksalsmotive sind in der Autobiografie von Gabriel García Márquez ver-

steckt? Er wird als ältestes Kind am 6. März 1927 geboren und fast von der Nabelschnur erwürgt. Das Sternbild Fische mag einem Lebensweg entsprechen, der von einer Situation ungeplant in die nächste gleitet. Den Dreijährigen bedrückt die »Einsamkeit eines riesigen Hauses, in dem die Großeltern in ihren traurigen Nostalgie befangen blieben« und er nachts aus Angstträumen aufwachte. Etwas Verschrecktes, Schüchternes blieb ihm bis ins Erwachsenenalter.

Im siebten Lebensjahr wird er wiederum mit Eindrücken konfrontiert, die ihn überfordern: Er sieht eine chaotisch verlaufende Geburt, den tödlichen Unfall einer Dienerin und einen Selbstmörder, von dem erzählt wird, dass er die Erinnerungen aus dem Ersten Weltkrieg nicht mehr ertragen konnte.

Inzwischen war der Knabe in die Montessori-Schule gekommen, durfte seiner Sangesfreude nachgehen, aber nicht Klavierspielen lernen. Diese Schule, meint García später, sei für seine Ungebundenheit und Neugier gut gewesen, aber nicht fürs Rechnenlernen. Wie ein Schwamm nahm er alles auf, was in seiner Umgebung erzählt wurde, gab es leicht verändert weiter und erntete dafür erste Anerkennung als »künftiger Schriftsteller«. Sprachlich lebte er sich in das karibische Spanisch der Gegend ein, das durch afrikanische und indianische Brocken gefärbt ist. In diese Zeit fällt auch seine erste Lektüre: »1001 Nacht«. Lesewut ergreift ihn, und er fühlt sich bereits als »Schriftsteller im Grundschulalter, der allerdings noch schreiben lernen musste.«

In der Mitte der Kindheit, 1938 – García ist 11 Jahre alt – stellt sich die zu erwartende größere Selbstständigkeit ein: Bei einem Umzug überträgt ihm der Vater eigene Aufgaben, er wechselt aufs Gymnasium (allerdings nur durch eine Sonderprüfung!) und anderes. Von jetzt ab trifft er immer wieder auf Menschen (Lehrer oder Vorgesetzte), die ihm Wege ebnen. Trotzdem hofft er, dass sein unberechenbarer Vater auf den weiteren Schulbesuch seiner Kinder verzichtet. Stattdessen wird er 1941 für ein Stipendium am Jesuiten-Internat in Bogotá empfohlen, jener »düsteren Stadt, in der seit Anfang des 16. Jahrhunderts schlafloser

Regen fällt« und wo es infolge der Höhenlage (2650 m) für einen Tieflandbewohner unerträglich kalt ist. Obgleich im Internat »die Zeit 300 Jahre stehen geblieben schien«, verbreiteten die Lehrer eine ungezwungene Atmosphäre, weckten in den Schülern politisches Interesse, und in seinen Kameraden lernte er »eine Musterkollektion dessen kennen, was das Land zu bieten hatte«. Diese Aufbruchsituation ist typisch für den Eintritt ins dritte Lebensjahr. Dazu gehörte ein literarischer Schüler-Klub, in dem man sich für Neruda und Jiménez begeisterte. Auch eigene Versuche las man vor, wobei García unbekümmert seine »Holzhammer-Rechtschreibung« verwendete.

Inzwischen hatte sich ein Konflikt mit dem Elternhaus angebahnt: Der Vater sah in einer Rechtsanwaltsstätigkeit des Sohnes die Rettung der Familie aus der Armut, während García auf eine ungewisse Schriftstellerlaufbahn zuzuging. Immer wieder musste die Mutter vermitteln, und nach dem – wiederum unter dramatischen Umständen – doch noch bestandenen Abitur trat der Sohn halbherzig das Jurastudium an (1947). Neun Monate später, er war 20 Jahre alt, erschien seine erste Erzählung in einer Zeitung, aber er hatte nicht das Geld, um sie zu kaufen! Heute weiß er um seine damalige Unbeholfenheit im Schreiben und seine Unkenntnis des menschlichen Herzens. Aber für ihn und seine Freunde war Literatur »ein Kugelblitz, der überall auftauchen konnte«. Mit Faulkner, Joyce und Kafka fand er die Vorbilder für sein künftiges Schaffen. An ihnen erlebte er, dass Dinge wahr werden können allein durch die Kraft des dichterischen Wortes. Die Professoren allerdings nannten ihn den »unsichtbaren Studenten«, schätzten aber seine Originalität und förderten ihn, solange es ging. Nicht bestandene Zwischenexamen führten schließlich zu seinem Ausscheiden, was er den Eltern lange verschwiegen. Inzwischen war er aber unversehens in den Journalismus hineingeglitten.

Das 21. Lebensjahr bringt wiederum erhebliche Turbulenzen: Er wird Zeuge der Unruhen vom April 1948, erlebt den Mord an einem Politiker und die anschließende Lynchjustiz. Über seinen Lebensweg ist er aber immer

wieder unsicher. Da wirft ihn eine langwierige Lungenentzündung auf sich selbst zurück; es ist wie eine Besinnungspause für diese turbulente Seele. Tatsächlich fühlt er im Laufe des vierten Jahrsiebts, wie »die Tür für ein neues Leben aufgestoßen wird.« Überall hat er durch seine Kontaktfreudigkeit Freunde gewonnen. Er ändert sein verlottertes Äußeres, hat eine richtige Wohnung, und mit Gesundheit und Moral geht es aufwärts. Nur zart deutet er an, wie das Wiedersehen mit Mercedes Barcha, die er seit ihrem 13. Lebensjahr verehrt und die später seine Frau wird, ihm in diesen Jahren Lebensversicht gegeben hat. Doch seinen ersten Roman-Versuch »Laubsturm« nennt er einmal ein kommendes Meisterwerk, dann eine geistlose Farce. Nur mit Erzählungen ist er erfolgreich. Das Ende des vierten Jahrsiebts bringt eine gewisse Konsolidierung in sein Leben: die feste Anstellung in Bogotá, der Druck des ersten Romans und ernsthafte Gedanken über sein Privatleben. Der schonungslose Bericht über die korrupten Zustände in der kolumbianischen Marine (»Bericht eines Schiffbrüchigen«) bringt ihm zwar Morddrohungen und ein Gerichtsverfahren ein, führt aber andererseits zu seiner Entsendung nach Europa. Dies wiederum zwingt die heimliche Braut Mercedes zu einer positiven Entscheidung. 1959 sind sie verheiratet und haben einen Sohn. Man mag bedauern, dass García Márquez seine Autobiografie mit dem Ende des vierten Jahrsiebts abbricht (1955). Aber gerade diese Jahre bieten ihm den Stoff, »um davon zu erzählen«. Viele Gestalten, Ereignisse und Landschaften finden wir – verwandelt – in den Romanen und Erzählungen wieder. Seine unmittelbare, erfrischende und bildhafte Sprache kennzeichnet auch diesen Lebensbericht. Wo Rückständigkeit, Elend und Chaos geschildert werden müssen, ist das in einen feinen Humor gekleidet. Die Darstellung ist nicht streng chronologisch. Der Autor erzählt überhaupt eher gemütsseelenhaft. Aber die Einschnitte der Jahrsiebte sind auch in dieser Biografie zu erkennen. Ein lebensprühendes Buch, nicht nur für die Liebhaber seine Romane!

Christoph Göpfert

»... eine geborene Pädagogin«

MARGRIT JÜNEMANN: **Der Winter weicht – Caroline von Heydebrand.** Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 2003. 176 Seiten, 19,90 EUR.

Der erste Anstoß zu diesem Buch kam 1985 von außen, als ein biografischer Beitrag über Caroline von Heydebrand (22.12. 1886 - 23. 8. 1938) für ein Buchprojekt über »Deutsche Pädagoginnen im 20. Jahrhundert« angefordert wurde, das dann nicht zustande kam. Margrit Jünemann wollte sich dieser Aufgabe annehmen und hatte bereits erste Vorarbeiten geleistet. Aber erst in diesem Jahr war eine eigene Veröffentlichung möglich, nachdem sich weiteres Material in Form der Familienchronik und einer Reihe handschriftlicher Briefe Caroline von Heydebrands gefunden hatte, und es ist Margrit Jünemann zu danken, dass sie diese Arbeit auf sich genommen hat, durch die wir erstmals Genaueres aus der persönlichen Biografie der ersten Lebenshälfte von Caroline von Heydebrand erfahren. Das Buch wird als »biografische Dokumentation« bezeichnet und ist in zwei Teile gegliedert. Im ersten Teil wird die Kindheit des zweiten von neun Kindern in Schlesien, der frühe Tod des Vaters und der schulische Werdegang bis zum Abitur 1909 in Berlin geschildert. Dann wird von dem in München begonnenen Studium der Germanistik, Geschichte, Philosophie und Geografie berichtet, dem persönlichen Kontakt zu Rudolf Steiner und Marie von Sivers und dem Anschluss an die anthroposophische Bewegung; ferner den weiteren Studienjahren in Berlin und – weil in Berlin keine Frauen zur Promotion zugelassen wurden – dem Abschluss des Studiums 1919 in Greifswald mit einer Dissertation über »Die Lehrlinge von Sais« von Novalis, die leider nicht aufgefunden werden konnte. Es war Rudolf Steiner gewesen, der sie auf Novalis hingewiesen hatte. Noch vor dem mündlichen Examen hatte sich Caroline von Heydebrand in einem Brief an Karl Stockmeyer für die Mitarbeit an der

geplanten Schule in Stuttgart zur Verfügung gestellt. Sie schrieb: »Ich hatte immer selbst den Wunsch, eine kleine Schule auf anthroposophischer Grundlage einzurichten.« Und so gehörte sie 1919 zum Gründungskollegium der ersten Waldorfschule, in der sie eine 5. Klasse übernahm und bis zur 8. Klasse führte. Von 1923 bis 1931 führte sie einen Klassenzug vom 1. bis 8. Schuljahr und konnte nun den Unterricht in der Volksschulzeit nach menschenkundlichen Gesichtspunkten aufbauen. Danach begann sie ohne Unterbrechung noch einmal mit einer 1. Klasse. Aber 1935 schied sie aus der Schularbeit aus und übergab ihre 5. Klasse an Georg Hartmann, der sie dann bis zur 7. Klasse, d.h. bis zum Verbot der Schule Ostern 1938, führte (nicht bis zur 8. Klasse, wie es auf Seite 119 heißt). Erinnerungen früherer Schüler wurden den Kapiteln über diese 16 Jahre eingefügt, die dem Leser eine lebendige Vorstellung von Caroline von Heydebrands Wirksamkeit als Klassenlehrerin vermitteln. Er versteht danach umso besser, wenn Rudolf Steiner nach einem Vortrag über sie sagt. »Sie ist eine geborene Pädagogin. Die pädagogische Sendung lebt in jedem ihrer Sätze, wie sie lebt in ihren Maßnahmen in der Stuttgarter Waldorfschule. Ihr Fundament ist anthroposophische Menschen-Erkenntnis, ihr Wirkensimpuls von Einsicht getragene Menschen- und namentlich Kinderliebe. Man hört es auch ihren Vorträgen an, dass sie die Kinder lieben muss« (S. 80).

Sehr bald hatte sich Caroline von Heydebrand neben der Unterrichtstätigkeit übergeordnete Aufgaben gestellt. Von Rudolf Steiner dazu aufgefordert, begann sie mit der Seminararbeit für werdende Lehrer, und 1924 veröffentlichte sie das Heft »Vom Lehrplan der Freien Waldorfschule«, in dem sie alle einzelnen Angaben Rudolf Steiners zusammengestellt und verarbeitet hat. Sie hatte die Schriftleitung der Zeitschrift »Zur Pädagogik Rudolf Steiners« (jetzt »Erziehungskunst«) inne; sie gab das Lesebuch »Der Sonne Licht« und zusammen mit Ernst Uehli ein biblisches Lesebuch »Und Gott sprach« heraus. Eine Aufstellung ihrer Buchveröffentlichungen

und Aufsätze zur Pädagogik findet sich am Schluss des Buches. Von Anfang an hatte Caroline von Heydebrand auch als Vortragsrednerin auf pädagogischen Tagungen und Kongressen mitgewirkt, auf denen Rudolf Steiner den zentralen Kursus hielt. Ein 1924, also nach der Weihnachtstagung, von Rudolf Steiner und Ita Wegman unterschriebenes Zertifikat gab ihr die Vollmacht, Vorträge im Namen der Allgemeinen Anthroposophischen Gesellschaft zu halten.

In den letzten Lebensjahren von 1935 bis zu ihrem Tod 1938 war Caroline von Heydebrand an Schulen und Seminaren in England und Holland tätig. Zahlreiche Bilder vervollständigen diesen biografischen Teil. (Die Abbildung Nr. 6 zeigt Caroline von Heydebrand mit einer Kindergruppe ihrer letzten Klasse in Stuttgart, nicht in Gerswalde).

Der zweite Teil des Buches enthält schriftliche Zeugnisse von Caroline von Heydebrand selbst: Aufsätze, Erzählungen, ein Hausbaispiel für das 3. Schuljahr und Briefe an ihre ehemalige Klasse, die zeigen, wie sie aus der Ferne Anteil nahm an der weiteren Entwicklung der Kinder, »denn ich bin doch mit der Klasse sehr verbunden«, schrieb sie an Georg Hartmann. Der Leser weiß es dann besonders zu schätzen, dass auch der Vortrag abgedruckt ist, den Caroline von Heydebrand auf dem Stuttgarter Kongress 1921 unter dem Thema »Kulturausblicke der anthroposophischen Bewegung« über experimentelle Psychologie und Pädagogik gehalten hat und den Rudolf Steiner als »eine epochemachende Tat« bezeichnete. Diesen Ausführungen werden Beiträge gegenübergestellt, in denen Caroline von Heydebrand von der freilassenden Schulführung durch Rudolf Steiner berichtet und von den reichen Erfahrungen ihrer eigenen pädagogischen Arbeit. Da wird deutlich, welche Prinzipien die durch Rudolf Steiner auf Grundlage der anthroposophischen Menschenkunde geschaffene Erziehungskunst den einseitig und abstrakt an Physik, Mechanik und Chemie abgelesenen und dann auf das Kind mit seinen vielfältigen Entwicklungsmöglichkeiten und Erziehungsbedürfnissen angewandte Methoden entgegensetzen hat.

Dieser pädagogischen Kunst hat Caroline von Heydebrand in Liebe und freudiger Hingabe ihr Leben gewidmet. Und das Buch von Margrit Jünemann will den heute mit der Waldorfpädagogik verbundenen und als Lehrer tätigen Menschen ein Bild dieser Persönlichkeit und damit zugleich ein Bild der reichen Anfangszeit der Waldorfschule geben.

Gundbild Kacer

Der Philosoph der Verantwortung

HANS JONAS: **Erinnerungen** (hrsg. von Christian Wiese). Insel-Verlag Frankfurt a.M. 2003. 504 Seiten, 24,90 EUR.

Im September 1989 führten Rachel Salamander, die Gründerin und Leiterin der »Literaturhandlung« in München und Berlin, und ihr Mann eine Reihe von Gesprächen mit Hans Jonas. Die Gespräche wurden auf Tonband aufgenommen. Jonas erzählte seine Lebensgeschichte, und zwar – wie Frau Salamander berichtet – in druckreifer Rede. Trotzdem dauerte es dreizehn Jahre, bis die Erinnerungen des Philosophen aus seinem langen Leben (1903 in Mönchengladbach geboren, gestorben 1993 in New Rochelle bei New York) sorgfältig editiert, mit einem Nachwort und zahlreichen Anmerkungen durch Christian Wiese versehen und durch 35 Bilder bereichert kürzlich im Insel-Verlag erscheinen konnten. Ich habe das Buch in einem Zug gelesen, oft mit Ergriffenheit in Freude und Trauer, auch mit einer Andacht gegenüber dem Schicksal. Es ist der Lebensbericht eines deutschen Juden, eines Philosophen der alten Schule, und zugleich ein Jahrhundertbericht unserer Welt. Jonas stammte aus wohlhabendem bürgerlichen Haus, studierte lange und bei den besten Lehrern (E. Husserl, R. Bultmann, M. Heidegger), verfasste als erweiterte Dissertation das noch heute zitierte Buch über »Gnosis und spätantiker Geist« und wanderte 1934 über England nach Palästina aus. Den Zweiten Weltkrieg machte er als englischer Soldat einer jüdischen Brigade mit und kehrte 1945

zu seiner Frau Lore nach Jerusalem zurück. Beruflich verspätet begann er 1949 eine akademische Laufbahn in Kanada und wechselte 1955 nach New York, wo er an der New School for Social Research als Philosoph bis 1976 lehrte. Schon in den 50er Jahren begann sich Jonas für philosophische Fragen der Naturwissenschaften zu interessieren. Als Höhepunkt jahrelanger Forschungen und Veröffentlichungen brachte er 1979 als 76-Jähriger das Buch »Das Prinzip Verantwortung« heraus, das seinen späten Ruhm begründete. Zu dem Buch gehört eine Anzahl kleinerer Begleitschriften zu Einzelfragen einer neuen Ethik im Zeitalter der Naturwissenschaften und der Technologie. Die nun vorliegenden Erinnerungen des Verfassers sind – neben allem anderen – ein Rückblick auf den biographischen Ort der Entstehung des Buches und seine Aufnahme in Europa und Amerika.

Für Jonas' Lebensweg kommt in Betracht, dass er 1942 von seiner späteren Frau Lore aus Todesgefahr durch Ertrinken gerettet wurde. Das wiedergewonnene Leben führte ihn in die Ehe (1943) und zwei Jahre später als Soldat in das zerstörte Deutschland. Dort erfuhr er von der Ermordung seiner Mutter in Auschwitz, wodurch er eine nie verheilende seelische Wunde empfing. Jonas ist ehrlich genug zu berichten, dass er im Anblick der Stadtruinen ein Gefühl befriedigter Rache empfand. Er sah sich damals nicht mehr als Deutscher, sondern nur mehr als Jude. Allerdings praktizierte Jonas sein Judentum nicht in religiöser Form, hatte aber eine tiefe Beziehung zur Verkündigung der Propheten Israels. Durch der Propheten Wort richtete sich Gottes Wort an die Menschen, dessen war er sich sicher. Jonas war umfassend klassisch gebildet, besonders im deutschen Geistesleben verwurzelt. Den Dingen der Welt begegnete er mit den philosophischen Tugenden des Staunens und der Bewunderung. Obwohl sich Jonas des Bösen in der Geschichte sehr bewusst war, empfand er eine dem Menschen erwiesene Grundgnade des Seins, die ihm ein unwandelbares Ja zum Dasein ermöglichte. Aus dieser Gesinnung ist das Buch »Das Prinzip Verantwortung« entstanden. Die War-

nung vor den technologischen Gefahren der Gegenwart und der Ruf zur globalen Verantwortung des Menschen sind als Rettungswerk gedacht für die bedrohte Biosphäre der Erde mit Einschluss des Lebens der Menschheit. Jonas ist das Wagnis eingegangen, aus dem Vorhandensein und dem Lebenswillen der Organismen ein an den Menschen gerichtetes, bewahrendes Sollen abzuleiten. Das Prinzip Verantwortung überwindet in Jonas' Darstellung Humes Gesetz der Trennung von Sein und Sollen und George E. Moores Theorem des »naturalistischen Fehlschlusses« sowie Max Webers Forderung der Wertfreiheit der Wissenschaft. (Auf die Priorität der »Philosophie der Freiheit« Rudolf Steiners sei am Rande hingewiesen.)

Die Verantwortungsethik von Jonas kam noch zur rechten Zeit – Rachel Carsons »Der stumme Frühling« erschien immerhin schon 1962 –, und sie ist heute so notwendig wie vor 25 Jahren, ja notwendiger noch, nachdem insbesondere die Genforschung inzwischen noch weit größere Gefährdungen heraufgeführt hat als damals. Der Rang des Buches wird unmittelbar deutlich durch den spontanen Ausspruch von Hannah Arendt: »Eines ist klar, das ist das Buch, das der liebe Gott mit dir im Sinne gehabt hat.« Die Freundschaft mit Hannah Arendt begleitete Jonas über fünfzig Jahre, nur einmal ernstlich unterbrochen durch eine Kontroverse über Arendts Buch »Eichmann in Jerusalem«. Noch über manche andere Lebensbegegnung berichtet Jonas: Gershom Scholem und Martin Buber, Karl Löwith und Leo Strauss, Leo Baeck und Ernst Bloch,

dessen »Prinzip Hoffnung« Jonas scharf kritisierte. Besonders bewegend sind die Berichte über seine Beziehungen zu Rudolf Bultmann, dem bedeutenden evangelischen Theologen, und zu Martin Heidegger, Jonas' Doktorvater. Die Größe Bultmanns als Lehrer und Mensch bewies sich durch seine Haltung zum NS-Regime, und Jonas, der durch die Ermordung seiner geliebten Mutter zutiefst Verbittert, erkannte an dem alten Bultmann die Möglichkeit der Versöhnung mit Deutschland. Heideggers Opportunismus und seine Verführbarkeit empfand Jonas dagegen nicht nur als persönliches Versagen des Philosophen, sondern als eine Niederlage der Philosophie überhaupt. Bewährt sich Philosophie im Leben?, ist die auch hinter dem »Prinzip Verantwortung« stehende Grundfrage. Diese Grundfrage wird wohl manchen Leser dieser Erinnerungen auch für sein eigenes Leben beschäftigen; die Frage uns aufgegeben zu haben, ist Vermächtnis eines deutschen Philosophen und Weisen Israels, als welchen wir Hans Jonas wohl anerkennen dürfen.

Günter Röschert

Von Rachel Salamander als Herausgeberin liegt noch vor: »Die jüdische Welt von Gestern 1860-1938«, Wien 1990 (auch als Taschenbuch erhältlich).

Hans Jonas, Jaffa 1946



Foto © Inmel/Verlag

Freunde als Maske?

MARKUS WOLF: **Freunde sterben nicht**. Verlag Das neue Berlin, Berlin 2002. 256 Seiten, 17,50 EUR.

»Moral kann nicht vorausgesetzt, sie muss erzogen werden« – dies dürfte einer der wichtigsten Sätze sein in diesem Buch von Markus Wolf, dem ehemaligen Spionagechef der DDR. Aber es ist ein Zitat – das Zitat eines anthroposophischen Freundes, der hier Martin genannt wird (wie überhaupt alle »Freunde« nur beim Vornamen genannt werden). Das entsprechende Kapitel besteht im Wesentlichen aus einer Zusammenfassung der anthroposophischen Gedanken des Freundes, was für Leser dieser Zeitschrift sicherlich in der Regel wenig Neues bringt. Im Kern des Standpunktes geht es um das Streben nach Brüderlichkeit im Wirtschaftsleben, Gleichheit im Rechtsleben, Freiheit »im kulturellen, geistigen, religiösen, künstlerischen Bereich«. Immer dann, wenn eine spannende Auseinandersetzung daraus werden könnte, weicht Markus Wolf ins Vage aus: »Von seinem idealistischen Denken trennte mich vieles, andererseits gab es mir viele Anstöße« oder »Wenn sich unsere Ansichten zum Freiheitsbegriff auch nicht deckten, sie kamen sich dennoch nahe« – das sind Bemerkungen, bei denen man sich fragt: Und was heißt das konkret? Und welche Konsequenzen (im Handeln) hatte das? Eine Antwort gibt es nicht.

Martin, sein »allererster Freund«, und Markus hatten in den ersten drei Klassen zusammen dieselbe Schule besucht - die damalige »Schieker-Schule« am Kräherwald in Stuttgart - und sich dann ein halbes Jahrhundert aus den Augen verloren. Es ist Markus Wolf, der die Verbindung wieder aufnimmt (um für einen Fernsehfilm über seinen früh verstorbenen Bruder Konrad – den bekannten Regisseur – Zeitzeugen zu finden). Nach einem Briefwechsel besucht Martin 1986 den einstigen Mitschüler in der DDR im Haus der Wolf-Eltern. Dabei lüften sie »gegenseitig und ganz zwanglos den über den Jahrzehnten der Trennung liegenden Schleier« –

andererseits: »Auf meinen Beruf eines Spionagechefs zu sprechen zu kommen, vermieden wir tunlichst«.

Das Haus der Eltern – auch die Briefe müssen dorthin gehen – dient der Verschleierung. Warum, das erklärt der Autor in einem eigenen Absatz – ich habe es erst beim zweiten Lesen verstanden. Er wolle Martin »keinesfalls in den Verdacht der Nähe zu einem Spionagegeneral der DDR bringen« – sprich: die westlichen Geheimdienste würden es verzeichnen, wenn der wiedergewonnene Freund an die tatsächliche Wohnadresse schreiben würde. Dass es in Wirklichkeit um ihn, Markus Wolf, geht – der Leser soll es wahrscheinlich zwischen den Zeilen verstehen – lassen die vorherigen Sätze erkennen: weil sein Arbeitgeber, das Ministerium für Staatssicherheit »jede Verbindung zum Westen Deutschlands meldepflichtig machte und zu unterbinden trachtete«. In stundenlangen Gesprächen - auch die beiden Ehefrauen verstehen sich auf Anhieb - und späteren Briefen nähern sich die beiden einander wieder an. Wie tief die Freundschaft auf der persönlichen Ebene wirklich ging, ist schwer zu beurteilen. Da, wo Martin konkretes Handeln einfordert – in der Wendezeit 1990 bittet er den Freund, ein Treffen zwischen Leuten aus der Dreigliederungsarbeit auf der einen und reforminteressierten Menschen »bei Euch« auf der anderen Seite zu arrangieren –, da ist es »die Dynamik des Geschehens«, die das verhindert. Markus Wolf hilft nicht.

Nein, »mit beeindruckender Offenheit« – wie der Rückseitext des Verlages behauptet – ist dieses Buch wirklich nicht geschrieben. Im Gegenteil, es ist ein Meisterstück der Maskierungen, der Wendehals-Bewegungen, der moralischen Rechtfertigung eines Lebenswerks, das sich als Sackgasse erwiesen hat. Natürlich will ich die persönliche Tragik eines Kommunisten nicht verkennen, der das Aus des sozialistischen Staates miterleben musste, für den er an verantwortlicher Stelle gearbeitet hat – schon gar nicht möchte ich mich darüber erheben, auch würde ich nicht leugnen, dass ich dieses Buch nicht wirklich neutral lesen konnte, weil ich eben wusste: es ist

von Markus Wolf. Aber »beeindruckende Offenheit« zu erwarten wäre völlig falsch – von einem Menschen, dessen besondere Qualitäten in seinem Berufsleben gerade in der Kunst der Maskierung, Tarnung und Täuschung bestanden. Der »Mann ohne Gesicht« – so wurde Markus Wolf genannt, weil man lange nicht einmal ein Foto von ihm hatte – zeigt auch hier nicht sein wahres Gesicht. Er versteckt es stattdessen hinter den Gesichtern der Freunde. Die »Freunde«, das sind außer Martin – der sich »mehr als Anthroposoph der Praxis, denn als Theoretiker« sah – ein amerikanischer Kommunist, der für den sowjetischen Geheimdienst gearbeitet hatte, aber »vergessen« worden war (zwanzig Jahre lang kein Auftrag); deutsche und russische Mitschüler aus der Moskauer Schulzeit; der westdeutsche FDP-Politiker, der aus Überzeugung zum Informanten wurde; der polnische Jude, der für die DDR als einer der wenigen »privaten Außenhändler« arbeitet; ein jüdisch-kommunistischer Franzose, Journalist und Dokumentarfilmer; ein Russe vom sowjetischen Geheimdienst sowie ein amerikanischer Waffen- und Devotionalienhändler; und Johanna, die im Geheimdienst unter Markus Wolf gearbeitet hatte, die einzige Frau in dieser Reihe.

Manchmal sind es »nur« die stilistischen Feinheiten, an denen sich die Grenzen der Offenheit und (Selbst-)Kritikfähigkeit zeigen. Immer wieder ist mir der Gebrauch des Passivs und entsprechender Ausdrücke aufgefallen: »Ich muß mich ... heute fragen, ... ob keiner dieser Frauen und Männer« – Wolf meint die von ihm geführten Spione – »nach Erfüllung ihrer Aufträge alleingelassen oder gar vergessen wurde und ob die Ergebnisse die geforderten Opfer stets rechtfertigten«. »Erst später wurde vom Apparat des Zentralkomitees die Praxis eingeführt, daß Redakteure Anordnungen ohne Diskussion entgegenzunehmen hatten. ...« – »Dann wurde Helmut's Biografie, ähnlich der meinen und der vieler anderer, durch einen der unergründlichen Ratschlüsse unserer marxistischen Gottheiten vom zivilen journalistischen Bereich weg und in einen fast militäri-

schen hineingelenkt«. – »Anders als es viele der von Klischeevorstellungen beeinflussten Sowjetologen heute darstellen, wurden uns keine Scheuklappen angelegt«. (Gemeint ist der Lektürekanon auf der russischen Fridtjof-Nansen-Schule, auch Balzac und Hemingway durften gelesen werden). »Die Erinnerung an unsere Jugend ist voller Widersprüche. Der Glaube an die Ideale des Sozialismus und an die grenzenlose Autorität der Führung unter Stalin ließen Zweifel kaum zu«. Die Denktechnik erinnert stark an Äußerungen »unserer Väter« nach 1945 – die Verantwortung des Einzelnen (fraglos in der Praxis nicht einfach durchzusetzen) wird geleugnet.

Eines der (aus meiner Sicht) interessantesten und zugleich unaufrichtigsten Kapitel ist das über den »kleinen Mischa«, den privaten Außenhändler. Die Tätigkeit dieser skurrilen, aber höchst erfolgreichen Figur erfordert zur Rechtfertigung schon einiges an Denkwindungen. Eine Kostprobe: »Als dem Ministerium für Elektrotechnik und Elektronik die ersten Großrechner westlicher Herkunft als Pilotvorhaben dienten, fehlten bald die für ihren Betrieb erforderlichen Magnetbänder - im normalen Handel kein besonderes Objekt. Doch ohne die Bänder ging nichts mehr. Die beschaffte Mischa ... Der uns vom Westen auf Betreiben der USA aufgezwungene Wirtschaftskrieg verhinderte nicht nur den Handel mit solch simpler Ware, er provozierte Erfindungsgabe und verlangte aberwitzige Umwege, er erzwang schließlich sogar die Eigenproduktion ... Natürlich waren auch dabei die über Mischa erworbenen Muster und Kenntnisse wertvoll. ...« Fehlende kreative Potenz in der eigenen Industrie, Misswirtschaft, bürokratische Schwerfälligkeit, Gesetzesverstöße gegen die eigenen Gesetze – Freund Wolf musste, wenn es stimmt, oft schützend seine Hand über den kapitalistischen Händler halten - und gegen die Gesetze des Westens (Stichwort: Werkspionage) - das sind die Ursachen und Merkmale, die in eine richtige Analyse gehören würden, hier aber überhaupt nicht beim Namen genannt werden. Das alles ist durchaus angenehm lesbar, Wolfs Umgang mit Einleitung, Rückblick,

Schilderung und Reflexion usw. ist gekonnt, er versteht sein schriftstellerisches Handwerk. Wer dieses Buch lesen soll und damit die »Zielgruppe« bildet – das ist mir allerdings unklar: der historisch Interessierte, jemand, der Enthüllungen erwartet (dies dürfte das Hauptmotiv für die hohen Honorare gewesen sein, die Verlage Markus Wolf geboten haben müssen), der Leser mit Lust am »name guessing« (woran ich mich hier bewusst nicht beteilige), ein politischer Moralist, der Liebhaber von Spionagegeschichten, der wissen möchte, wie es wirklich zugeht?

Der letztere Leserkreis wird am ehesten durch den abschließenden Abschnitt über »Johanna« angesprochen: Werdegang und Arbeitsweise der Spionin, die in Westdeutschland mit falscher Identität eingesetzt war, werden recht genau geschildert – dieselbe Frau wird später auch im Prozess gegen Markus Wolf angehört, lässt sich aber nicht als Gegnerin vereinnahmen. »Moral« kann auch in diesem Kapitel nicht vorausgesetzt werden.

Helge Mücke

Ulrike Meinhof – eine Identifikationsfigur?

ALOIS PRINZ: **Lieber wütend als traurig. Die Lebensgeschichte der Ulrike Marie Meinhof.** Beltz Verlag, Weinheim/ Basel/ Berlin 2003. 331 Seiten, 19 EUR.

Auch 27 Jahre nach ihrem Tod geht von Ulrike Marie Meinhof noch immer eine Faszination aus, vielleicht weniger unmittelbar von ihren Taten als vielmehr von dem Rätsel, wie diese aus ihrem Lebenslauf heraus zu verstehen sind. Dieses Rätsel stellt sich, zumindest auf den ersten Blick, bei den anderen RAF-Terroristen der ersten Generation nicht in diesem Maße; bei ihnen scheinen Klischees wie die von der gescheiterten Existenz oder der linksintellektuellen Arroganz eher als Erklärung herzuhalten. Sie bieten zumindest kaum Ansatzpunkte zur Identifikation. Die »frühe« Ulrike Meinhof dagegen lässt sich ernsthaft bewundern: Früher Verlust der El-

tern; herangewachsen in der Kriegs- und frühen Nachkriegszeit unter der Obhut einer selbst gewählten »älteren Schwester« (Renate Riembeck), die Vater wie Mutter ersetzt und ihr ein individualistisch-kritisches, von einer tiefen Moral getragenes Weltbild vermittelt. Studium der Pädagogik und Psychologie; pazifistisches und politisches Engagement, das sich vor allem an den politischen Machenschaften unter Adenauer entzündet; Aufstieg zur linken Star-Journalistin. Dazu kommt ein auch im weiteren Verlauf nicht leichtes persönliches Schicksal: das z.T. problematische Verhältnis zu ihrem Ehemann Klaus Rainer Röhl, der Gehirntumor und die damit verbundene frühe Kaiserschnittgeburt ihrer Zwillingmädchen. Hervorgehoben wird ihr ernstes, ja fast asketisches Wesen, ihre hohe (christliche) Moral, Integrität und innere Unabhängigkeit, die sich nicht von linken Dogmen vereinnahmen lassen. Und dann auf einmal die Parteinahme und schließlich Komplizenschaft mit Kaufhausbrandstiftern, Ausbildung zur Stadtguerilla, Teilnahme an gewalttätigen Demonstrationen, Banküberfällen und Sprengstoffanschlägen unter Inkaufnahme des Verlustes von Menschenleben! Und sie rechtfertigt dies alles auch noch maßgeblich als theoretischer Kopf der RAF.

Mitte 1972 wird Ulrike Meinhof wie die anderen Mitglieder des harten Kerns der RAF schließlich verhaftet; 1975 beginnt der Prozess im Hochsicherheitstrakt des Stammheimer Gefängnisses. Am 9. Mai 1976 wird Ulrike Meinhof erhängt in ihrer Zelle aufgefunden. Selbstmord oder Mord? Die Odyssee ihres dem Leichnam entnommenen Gehirns endete erst im vergangenen Jahr (Spiegel vom 20.12.2002). – So gehört Ulrike Meinhof zu den Initiatoren einer »Auseinandersetzung mit dem Staat«, während derer bis Mai 2000 insgesamt 67 Menschen gewaltsam starben, 230 zum Teil schwer verletzt wurden und ein immenser Sachschaden entstand.

All dies lässt Alois Prinz in seiner kürzlich erschienenen Biografie Ulrike Meinhofs Revue passieren. Mit Sympathie, aber ohne Parteinahme schildert er ihre Lebensgeschichte und lässt zugleich das Bild einer Zeit ent-

stehen, die viele Heutige gar nicht mehr bewusst erlebt haben. Es ist schon immer wieder erschreckend zu realisieren, dass unter der Ägide Adenauers, zu Beginn des Kalten Krieges – so kurz nach den für die ganze Welt schmerzhaften Erfahrungen mit der NS-Diktatur – ein solcher Gesinnungsterror von Seiten der staatlichen Obrigkeit wieder um sich greifen konnte. Wird daraus der RAF-Terrorismus nicht doch vielleicht ein Stück verständlich?

Prinz verfällt nicht, wie offensichtlich die Initiatoren der geplanten RAF-Ausstellung, diesem Kurzschluss. Er schildert und charakterisiert, erklärt aber nicht, was nicht zu erklären ist, schon gar nicht eindimensional. Auf dieser von ihm geschaffenen Grundlage wird ein Verstehen im Ansatz überhaupt erst möglich. Geschichte besteht bei Prinz nicht aus irgendwelchen Zufällen oder anonymen Mechanismen. Er nimmt den Blickwinkel der sie gestaltenden Individualitäten ein (neben Ulrike Meinhof entsteht vor allem auch von der im Mai diesen Jahres verstorbenen Anthroposophin Renate Riemeck ein lebendiges Bild), die sich auf ihre Art mit der Welt auseinandersetzen und selbständig und eigenverantwortlich handeln. Dadurch entkommt er auch einem banalen Opfer/Täter-Schema. Ulrike Meinhof ist für ihn weder pures Opfer der Zeitumstände noch eine Täterin, die völlig losgelöst von diesen handelt.

Umso größer wird allerdings das Rätsel. Und doch ahnt man auf Grund dieser Darstellung, wie bei Ulrike Meinhof eine innere Lebensproblematik in Beziehung tritt zu den Zeitumständen und zu konkreten anderen Menschen, die ihr begegnen. Sie lebte schon längere Zeit in einem Zwiespalt: Eigentlich asketisch veranlagt, sucht sie doch auch das konkrete Leben in seinen Höhen und Tiefen. Sie begegnet ihm in der Gestalt von Klaus Rainer Röhl (beide stoßen sich erst einmal gegenseitig ab, bevor sie sich finden), genießt ein Stück weit das gesellschaftliche Treiben der linken Schickleria in Hamburg, für die sie der »ernste Engel« ist. Sie versucht ihre Ideale aufrecht zu erhalten, während ihre Umgebung immer weniger bereit ist, persönliche Konsequenzen auf sich zu nehmen. Angst

und Schmerz durch den Tumor (der sich als nicht bösartig herausstellt) und die damit verbundene Frühgeburt ihrer Zwillingsmädchen greifen tief in ihr Leben ein. Dass Röhl nach Wegfall der Ostfinanzierung die »Konkret« immer mehr zum politischen Sex-Magazin macht, muss ihrem innersten Wesen zutiefst zuwider gewesen sein. Und doch macht sie weiterhin mit – der Sache wegen. Ihre eigene Haltung wird ihr immer theoretischer, und sie leidet an der für sie durch ihr Schreiben von Kommentaren und Kolumnen immer weniger überbrückbaren Kluft zum praktischen Leben. Sie erkennt klar und deutlich die politischen und sozialen Verhältnisse und ist fasziniert von den Kaufhausbrandstiftern, die nicht nur die Missstände benennen (wie sie selbst in einem immer zweifelhafter werdenden Organ), sondern zur Tat schreiten. Ihre eigenen Ideale werden ihr dagegen immer unkonkreter und lebloser.

Trotzdem versucht sie nach dem Untertauschen anfangs noch gegen den neuen Gruppengeist anzugehen und den Kontakt zu ihren Kindern aufrecht zu erhalten, auch wenn dies nun als »bürgerlich« disqualifiziert wird. Selbst aus dem Gefängnis heraus gibt es noch solche Ansätze – bis sie schließlich ganz dem Gesinnungs- und Selbstbechtigungsterror der Gruppe unterliegt und vermutlich daran endgültig zerbricht. Doch auch hier ist sie nicht einfach Opfer der Verhältnisse; es war ihre Entscheidung, sich Andreas Bader und Gudrun Ensslin anzuschließen.

Die Lebensproblematik von Ulrike Meinhof, die in dem Titel des Buches »Lieber wütend als traurig« treffend zusammengefasst wird, ist letztlich das Problem des modernen Menschen: Aus Idealen heraus handeln zu können, ohne Knecht der eigenen Ideale oder der herrschenden Verhältnisse zu werden und ohne in die Freiheit der anderen einzugreifen. Dieser Konflikt, den sie gelebt hat und an dem sie zerbrochen ist, ist es wohl auch, der sie immer wieder neu zur Identifikationsfigur werden lässt. Und vielleicht ist es auch diese allgemein-menschliche Problematik, die immer wieder zu Verhältnissen führt wie die, gegen die Ulrike Meinhof angekämpft hat.

Alois Prinz' »Lieber wütend als traurig. Die Lebensgeschichte der Ulrike Marie Meinhof« ist bei aller Differenziertheit in der Charakteristik in einer einfachen Sprache geschrieben, die das Buch auch für Jugendliche gut lesbar macht. Dem Buch liegen langjährige eigene Recherchen zugrunde; es lässt viele Zeitzeugen sprechen und zitiert aus schwer zugänglichen unveröffentlichten Quellen. Durch den sehr persönlich gehaltenen Auftakt und Schluss und sein stets spürbares Bemühen, zu verstehen (ohne zu erklären) ist Alois Prinz, der schon durch verschiedene Biografien hervorgetreten ist (Georg Forster, Hannah Arendt, Hermann Hesse) nie nur anonymen Chronist, sondern wird als engagierter Mensch und Zeitgenosse greifbar.

Stephan Stockmar

Reise ins Feuer

SEYRAN ATES: **Große Reise ins Feuer. Die Geschichte einer deutschen Türkin**, Rowohlt Verlag Berlin, März 2003. 250 Seiten, 16,90 EUR.

Schon der Name der Autorin lässt aufhorchen: »Seyran« bedeutet: »Große Reise« und »Ates« Feuer oder auch Fieber. Und so charakterisiert der gewählte Buchtitel dieser Autobiografie deren Essenz und zugleich die Autorin. Es ist ein ungewöhnliches Buch einer ungewöhnlichen Frau.

Der äußere Ablauf des Lebensweges ist nicht ungewöhnlich. Als Kind von den Eltern verlassen, die nach Deutschland gehen um Geld zu verdienen, bleibt Seyran bei den Verwandten zurück und wird erst mit sechs Jahren nachgeholt. Sie spricht bald besser deutsch als ihre Eltern, stellt aber auch eine latente Ausgrenzung in der Schulklasse fest. Das stärkt jedoch ihren Durchsetzungswillen: Sie wird nicht nur eine der besten Schülerinnen, sondern auch Schulsprecherin. Das Mädchen lebt zunehmend in zwei Welten. Zu Hause bewacht vom Familienclan, darf sie nicht nach Lust und Laune mit Freundinnen außerhalb der Wohnung spielen oder sich frei bewegen, die Schule

ist dagegen der Ort der Freiheit, den sie liebt und der ihr die Welt öffnet. »Von den Lehrern wurde ich wenigstens nicht geschlagen, außerdem lernte ich ziemlich viel. Sie respektierten meine Leistungen und lobten mich. Zu Hause war das anders: Obwohl meine Zeugnisse immer besser waren als die meiner Brüder, war das kein Grund für meine Eltern, mir besondere Beachtung zu schenken. Im Gegenteil, wenn ich mich mal in die Ecke setzte und ein Buch las, schimpfte meine Mutter und sagte, davon werde die Wohnung auch nicht sauber. Ich solle mich lieber um den Haushalt kümmern und lernen, was Mädchen lernen müssten, damit sie später gute Hausfrauen würden.« So läuft das Leben der meisten türkischen Mädchen in Europa ab, doch nur selten kommt es zu einem Bruch mit der Großfamilie. In aller Regel unterwerfen sich die Mädchen den Regeln des Patriarchats, fügen sich in ein Schicksal, dem sie nur schwer entrinnen können. Seyran geht einen anderen Weg. »Ich wanderte täglich zwischen zwei Welten und wurde von meinen Gedanken und Gefühlen zerrissen. Zu Hause musste ich Türkin sein, die traditionell leben und denken sollte. In der Schule war ich mit der deutschen Kultur konfrontiert, in der mir Freiraum geboten wurde. Hier durfte ich meine eigene Persönlichkeit entwickeln...«

Die Konflikte häufen sich und kurz vor ihrer Volljährigkeit flieht Seyran aus der elterlichen Wohnung. Jetzt stoßen beide Kulturen direkt aufeinander, elterlicher Zwang und Gewalt und der Schutz des Gesetzes in einem liberalem Staat. Seyran Ates scheut sich nicht, die Dinge beim Namen zu nennen. So betont sie, dass die Türken in aller Regel den Koran, der in arabisch geschrieben ist, nicht lesen können, damit aber umso mehr der Agitation ausgesetzt sind. »Mein Vater ging hier in Berlin nicht mehr in die Moschee, weil dort mehr Politik betrieben als Religion ausgeübt wurde. Im übrigen wurden regelrechte Hetzreden gegen Deutsche gehalten, in deren Land wir lebten«. Es ist spannend und tragisch zugleich, dieses Leben in den nächsten Jahren. Nach der Schule – Seyran lebt inzwischen mit einem deutschen Lehrer in einer WG zusammen – be-

ginnt sie das Jurastudium und arbeitet in einem Beratungsladen für Frauen aus der Türkei. Ein türkischer Fundamentalist überfällt den Laden, erschießt eine Frau, Seyran wird schwer verletzt. Sie erlebt die Todesnähe: »Ich hörte drei Schüsse und hatte unmittelbar danach das Gefühl zu schweben. Es war, als säße ich auf einem Thron. Meine Arme lagen links und rechts auf den Armstützen eines sehr bequemen Throns. Er schwebte mit mir nach oben. Ich fühlte mich leicht und klar. Unter mir sah ich mich selbst auf dem Boden liegen, in einer Blutlache, die sich um meinen Hals herum ausbreitete. Dann wechselten die Bilder: Mal saß ich auf dem Thron, mal lag ich auf dem Boden. Ich dachte: Ich sterbe jetzt.«

Seyran überlebt, leidet aber noch Jahre danach an einer Armlähmung, und an Konzentrationsschwäche. Sie muss deshalb das Studium abbrechen. Sie besucht mit ihrem deutschen Freund die Türkei und auch wiederholt das Elternhaus. Eine Art Versöhnung mit der Tochter und ihre Respektierung beginnt. Selbst der so herrische Vater verändert sich. Der letzte Teil des Buches beschreibt die soziale und berufliche Selbstfindung. Die Frage der

Integration stellt sich gesellschaftlich zwar immer krasser, aber für Seyran Ates persönlich heute nicht mehr, denn sie fühlt sich nicht zwischen verschiedenen Kulturen verloren, sondern sowohl der türkischen als auch der deutschen zugehörig. Beruflich, sie ist inzwischen eine gefragte Rechtsanwältin, setzt sie sich insbesondere für die Rechte der Frauen ein. Die traditionellen Formen männlicher Unterdrückung der (türkischen) Frau, einschließlich des Zwangs, ein Kopftuch tragen zu müssen, sind für sie nicht Zeichen einer Kultur, sondern Merkmale einer patriarchalischen Überlieferungen, die es zu bekämpfen gilt. Seyran Ates schildert ihren dramatischen Lebensweg in einer offenen, ehrlichen Sprache, ohne auf türkische oder deutsche Empfindlichkeiten Rücksicht zu nehmen. Das Buch beschreibt den Weg der eigenen Befreiung und der Ich-Findung. Bewusstsein kann nur entstehen, wenn der Mensch sich der Welt und seinen vertrauten Gewohnheiten gegenüberstellt. Diese Bewusstseinsbildung trennt Seyran Ates zunehmend vom »Gruppen-Ich« der Großfamilie und führt letztlich zu einem eigenständigen Ich.

Achim Hellmich



erholen?

Urlaubszentrum in Puerto del Carmen und doch nicht im Trubel
angenehmes Ambiente - regelmäßiges Kulturprogramm
Königsküche - Bioladen - 34° C Meerwasserbad - Süßwasserpools

gesunden?

Therapeutikum (Lt. Arzt Dr. Hemmerich)
Angebot an Physiotherapien und künstlerischen Heilverfahren

neubeginnen aus einer Krise?

Lebenskrisen-, Paar-, Sexualberatung - Behandlung von
Angst- und Depressionserkrankungen - Krebsnachsorge

Centro de Terapia Antroposófica

Das Therapie - Kultur - Urlaubszentrum auf Lanzarote

Wir helfen Ihnen gerne weiter unter **0034 - 928 51 69 54** www.centro-lanzarote.de